

## Über die Freundschaft

Laszlo Böszörményi

„Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht –  
Du hast mir viel gegeben. Schenke mir  
Jetzt einen Menschen. ...  
Ich bitte dich um einen Freund“  
Schiller: Don Carlos, III. Akt, V. Auftritt

Die Freundschaft hat eine eher kleine Literatur, insbesondere im Vergleich zur Literatur der Liebe, deren Umfang sich vermutlich in Bergen messen lässt. Wahrscheinlich ist das so, weil die Freundschaft als eine zentrale Form der menschlichen Beziehungen erst im Aufkeimen ist. Sie ist eine moderne Form der Liebe, sie muss erst erlernt werden – was natürlich nicht heißt, dass es sie in einzelnen Fällen nicht schon seit langem gibt. Die Liebe, wie wir sie meist kennen, ist *spontan*, wir müssen sie nicht extra wollen. Sie kann uns sogar gegen unseren Willen erfüllen – zumindest scheint es oft so. Freundschaft muss aber *gewollt* sein – auf eine besondere Art. Mit einem lockeren, frei lassenden, man könnte sagen *nicht-gewollten Willen*. Im Folgenden versuchen wir, diesem Willen nachzugehen.

Jede menschliche Beziehung hat einen gewissen Grad an Intensität und an Freiheit. Wenn sowohl Intensität als auch Freiheit groß sind, dann können wir über Freundschaft sprechen. Es gibt im Prinzip zwei Extremfälle: den einen, wenn die Beziehung zwar leidenschaftlich intensiv aber ohne Freiheit ist, und den anderen, wenn die „Freiheit“ der Beziehung auf Gleichgültigkeit, Lieblosigkeit beruht. Die meisten Beziehungen liegen irgendwo zwischen diesen Extremen. Freundschaft ist kein Widerspruch zur Liebe, sondern kann ihr Höhepunkt werden: dadurch, dass der Grad der Freiheit wächst, ohne die Intensität einzubüßen.

Philipp II., der Tyrann, bittet die Vorsehung in einem seiner seltenen ehrlichen Momente um „einen Menschen“, um einen wahren Freund (siehe Motto). Er bekommt ihn sogar in der Person von Posa, er kann ihn aber als Freund nicht annehmen, sondern versucht sofort, einen Untertanen, einen Höfling aus ihm zu machen – Philipp kennt keine freie Beziehung. Er ist zutiefst enttäuscht, als er vermeint, von Posa verraten zu werden. Er versteht nicht, dass der Verrat in seiner Unfähigkeit zur Freundschaft liegt. Schiller hat sich in mehreren Werken damit beschäftigt, dass die Macht der Freundschaft größer ist als die Macht der Tyrannen.

Eine besonders ergreifende Darstellung der Entstehung einer Freundschaft befindet sich im XV. Buch des Parzival von Wolfram von Eschenbach. Das Verblüffende daran ist, dass diese Darstellung von einer unglaublichen Modernität zeugt. Wenn wir heute diesen Text kaum verstehen, so liegt das wahre Hindernis keineswegs an der schon zum Teil vergessenen Sprache, sondern vielmehr an der Schwierigkeit, die dargestellten Bewusstseinsphänomene nachzuvollziehen. Die innere Entwicklung von Parzival zeichnet einen Bewusstseinswandel vor, der dem heutigen Menschen erst bevorsteht – als Aufgabe und Herausforderung.

Die Geschichte der Freundschaft zwischen Parzival und Feirefiz fängt eigentlich schon am Ende des XIV. Buches an. Es gibt ein großes Fest im Lager von König Artus zu Ehren von Parzival. Er hat alle Ritter besiegt, er wird als der größte Held gefeiert. Er selbst steht verzweifelt und gewissermaßen resigniert inmitten dieser Feierlichkeiten da. Er sucht seit mehr

als vier Jahren nach der Gralsburg, um Anfortas zu heilen, findet sie aber nicht wieder – die Gralsburg kann man nur finden, wenn sie sich finden lässt<sup>1</sup>. Er hat seine Frau Condwiramurs – „die schönste Frau der Welt“ – in dieser Zeit nicht mehr gesehen, und er fragt sich, welchen Sinn diese Geschichte haben soll. „Ich suche das Heil eines anderen und verliere mein eigenes“, beklagt er sich. Was soll mich noch kümmern, was mir geschieht:

„Ich enruoche nu waz mir geschiht.  
got wil mîner freude niht.“<sup>2</sup>

Es ist als hörte man einen heutigen Teenager, der dem Anschein nach auf alles „pfeift“ (um es „literarisch“ auszudrücken) – und in Wirklichkeit mit quälendem Ernst nach dem Sinn oder der Sinnlosigkeit des Lebens sucht. Parzival lässt plötzlich los, nachdem er sich über vier Jahre lang einzig und allein der Suche gewidmet hat. Er stellt seine ganze bisherige Bemühung, sein ganzes Leben in Frage. Er erträgt den Blick der glücklich Feiernden nicht mehr und entschließt sich fortzuziehen. Nicht mehr, um den Gral zu suchen, sondern einfach nur um fortzukommen.

„got gebe freude al disen scharn:  
ich wil ûz disen freuden varn.“<sup>3</sup>

Es klingen einem die Worte von Kafka in den Ohren: „Wohin reitest du, Herr?“ „Ich weiß es nicht,“ sagte ich, „nur weg von hier, nur weg von hier. Immerfort weg von hier, nur so kann ich mein Ziel erreichen.“ „Du kennst also dein Ziel?“, fragte er. „Ja“, antwortete ich, „ich sagte es doch: 'Weg-von-hier', das ist mein Ziel.“<sup>4</sup>

Eine Suche wird durch ein Vorstellungsbild geleitet, das wir uns vom gesuchten Ziel machen. Wir folgen also meist gar nicht unserem eigentlichen Ziel, sondern unserer Vorstellung davon. Damit wird die Suche selbst zum Hindernis für den Suchenden. Er muss dieses Vorstellungsbild irgendwann fallen lassen, um unvoreingenommen weitersuchen zu können. Diesen Moment kennt jeder, der ernsthafte Bemühungen in der Meditation<sup>5</sup> (oder in einer künstlerischen Tätigkeit) unternimmt. Die Meditation muss damit anfangen, dass man mit voller Kraft sucht. Irgendwann müssen wir aber an den Punkt kommen, an dem wir die aufs Ziel gerichtete Suche aufgeben, an dem jede alltägliche, schon von früher gekannte Vorstellung verschwindet und die Aufmerksamkeit sozusagen „leer“ und der Wille „ziellos“ werden – wir eigentlich gar nichts mehr wollen und mit der Übung trotzdem nicht aufhören. Dann kann das Neue, der verborgene Sinn, der immer ganz anders ist, als wir uns vorstellen – und zwar qualitativ anders –, in diese „umgekehrte“ Aufmerksamkeit hereinströmen<sup>6</sup>. Diesen Moment können wir auch als den Punkt bezeichnen, an dem man plötzlich Hilfe erhält. Bis zu diesem Punkt muss man die Übung allein machen, sie ist schwierig und anstrengend. Ab dem Moment der Umkehr wird der Übende vom Strom der Meditation getragen, er bekommt spürbare Hilfe.

In einer solch offenen, „umgekehrten“ Seelenstimmung verlässt Parzival das Lager von Artus und reitet in einen Wald. Der Wald wird oft (etwa bei Dante und in vielen Volksmärchen) zu einem Ort besonderer Begegnungen. Im Wald wird Parzival den ersten Gegner treffen, den er nicht besiegen kann, der sein wahrer „Lehrmeister“ sein wird. Das ist sein Halbbruder Feirefiz, der ihm zur Hilfe wird, der ihm genau das geben kann, was ihm fehlt.

---

<sup>1</sup> Siehe dazu Georg Kühlewind: *Der Gral oder Was die Liebe vermag*, edition tertium, 1997

<sup>2</sup> Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, XIV. Buch 733, 7-8

<sup>3</sup> Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, XIV. Buch 733, 19-20

<sup>4</sup> Franz Kafka, *Der Aufbruch*, Die Erzählungen S. Fischer Verlag, 1961

<sup>5</sup> Siehe dazu z.B. Rudolf Steiner, *Das Geheimnis der Trinität*, GA 214, Vortrag vom 20.8.1922, und Georg Kühlewind: *Licht und Freiheit*, Verlag Freies Geistesleben, 2004

<sup>6</sup> Georg Kühlewind nennt das in verschiedenen Schriften „Die Umkehr der Aufmerksamkeit“ oder „Die Umkehr des Willens“, siehe z.B. *Das Licht des Wortes*, Kap. 10.

Am anderen Ende des Waldes am Ufer des Meeres legt Feirefiz, der große heidnische König, mit seinen Kriegsschiffen an. Er leitet ein Heer aus fünfundzwanzig verschiedenen Völkern. Wolfram stellt mit unverkennbarem Genuss seine Pracht und seinen Reichtum dar. Seine Rüstung ist mit geheimnisvollen und kraftgebenden Edelsteinen geschmückt, sogar die Decke seines Pferdes ist von unvergleichlicher Kostbarkeit! Die zwei Helden nähern sich einander von zwei Seiten des Waldes ohne Begleitung. Wolfram ist sehr besorgt über den bevorstehenden Kampf, er beteuert mehrmals, dass sich derart schreckliche Ereignisse ankündigen, dass er darüber am liebsten gar nicht berichten würde. Diese fein ironische Verfremdung ist ein weiterer Beleg für seine unglaubliche Modernität. Er ist vor allen Dingen um Parzival besorgt. Während des Kampfes ruft er ihm immer wieder gute Ratschläge zu und ist sehr erleichtert, wenn Parzival diese befolgt. Es ist wie eine Selbstverständlichkeit für ihn, dass die Kraft der Kämpfer nicht von ihrer Muskulatur, sondern einzig und allein davon abhängt, wie gut sie sich an die sie unterstützenden Kräfte anlehnen. Im Fall von Feirefiz ist es die Liebe und die Kraft der vielen Edelsteine. Bei Parzival ist es auch die Liebe: zu seiner Frau Condwiramurs, aber auch zum Gral und sogar zu seinen Zwillingen, Kardeiz und Loharengrin – von deren Existenz er übrigens vermutlich noch gar nicht weiß, weil sie ja erst bei seiner letzten Umarmung von Condwiramurs empfangen wurden.

In der Mitte des Waldes treffen sich die beiden Helden. Dass sie einander ausweichen könnten, wird gar nicht als Möglichkeit in Betracht gezogen. Sie stürzen aufeinander zu – und beide stellen fest, einen Gegner gefunden zu haben wie noch keinen zuvor. Der Kampf wird mit einer unglaublichen Dramatik dargestellt. Parzival scheint immer wieder der Schwächere zu sein, und Wolfram muss sich wirklich bemühen, ihm in entscheidenden Augenblicken die notwendige Hilfe einzuflüstern. Die magische Kraft der Liebe von Condwiramurs (und der anderen Helfer) zeigt am Ende Wirkung. Es gelingt Parzival, das unzerstörbare Schild von Feirefiz zu beschädigen – und Wolfram nimmt sich in diesem allerdramatischsten Augenblick der ganzen Erzählung noch Zeit, seinen Zuhörer zu versichern, dass jeder Splitter des Schildes von höchster Kostbarkeit sei –, Parzival springt nach vorne und schlägt mit gewaltiger Wucht auf den Helm von Feirefiz. Und in diesem Augenblick geschieht etwas höchst Unerwartetes: Sein Schwert, das er als noch junger Tor durch die Ermordung von König Ither erworben hat – das einzige Mal, dass er einen Menschen getötet hat, was ihn aber bis zu diesem Augenblick immer wieder verfolgt –, dieses Schwert zerspringt. Damit bewahrt es ihn davor, seinen Halbbruder zu töten.

Bedenken wir die Dramatik dieses Augenblickes. Parzival steht ohne Gegenwehr da. Feirefiz springt auf – und nur Gott weiß, was nun geschehen wird:

„ez ist noch ungescheiden,  
zurteile stêtz in beiden vor  
der hôhsten hende“<sup>7</sup>

Feirefiz könnte Parzival mit einem Schlag töten. Er tut es aber nicht, stattdessen lässt er sein Schwert sinken und fragt ihn: „*Wer bist Du*“?

„stant stille, unde sage mir, werfîcher  
helt, wer du sîs.“<sup>8</sup>

Man wird sprachlos ob der Großartigkeit dieses Momentes. Feirefiz lässt seine zum Kampf ausgerichtete Hand sinken (später wirft er das Schwert ganz weg); anstatt zuzuschlagen, wendet er sich an seinen Gegner, spricht ihn an, und zwar ganz essentiell. Er stellt ihm die Grundfrage, die sich hinter jeder Frage verbirgt, wenn sich zwei Menschen begegnen: „*Wer bist Du?*“ Das ist die Frage, die unausgesprochen in jeder menschlichen Begegnung mitschwingt, die aber erst

---

<sup>7</sup> Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, XV. Buch 744, 21-23

<sup>8</sup> Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, XV. Buch 745, 2-3

dann erklingen kann, wenn wir unsere „Kampfhandlungen“ aufgeben. Parzival wird dazu durch das Zerbrechen seines Schwertes zuerst gezwungen. Feirefiz, der eigentliche Held dieser Szene, tut das freiwillig. Er tut es sozusagen an Stelle von und für Parzival – diese allerwichtigste Gebärde, die Umwandlung des kämpfenden Willens in einen sprechenden, die lernt Parzival von ihm<sup>9</sup>.

Man kann sich fragen: Warum kämpfen diese Ritter überhaupt so viel? Warum müssen sie sich immer wieder aufeinander stürzen? Was suchen sie dabei? In dieser Szene erhalten wir die Antwort auf diese Frage: Sie suchen die ganze Zeit einander, sie suchen den anderen Menschen. Von vielen Kämpfen wurde erzählt, aber einen Sinn erhalten sie erst jetzt, rückblickend: Es ging schon immer darum, den anderen Menschen zu finden. Es ging nie um Sieg oder Niederlage, sondern um diese Gebärde: Waffen und Panzer abzulegen und dem anderen Menschen zu begegnen. Es wird von keinem weiteren Kampf von Parzival berichtet: Er wird nicht mehr kämpfen – sondern heilen.

Parzival und Feirefiz erkennen sich in dem nachfolgenden Gespräch als Brüder. Anders kann es gar nicht sein: Immer, wenn es uns gelingt, unsere alltäglichen Kämpfe einzustellen, unsere Hülle aus eisernem Egoismus abzulegen, erkennen wir die anderen Menschen als Geschwister. Wir vergessen es allzu oft, dass alle Menschen Geschwister sind – wenn wir einmal unseren Helm ablegen und unser Gesicht erkennen lassen, wie Feirefiz und Parzival es tun. Sie werden Freunde.

„mit kusse understuonden haz:  
in zam ouch bêden friuntschaft baz  
dan gein ein ander herzen nît.  
triwe und liebe schiet ir strît.“<sup>10</sup>

Erst jetzt kann Parzival zum neuen König der Gralsburg und zum Heiler von Anfortas werden. Er wird durch Kundry zur Burg geführt. Er darf nur einen Menschen mitnehmen – das ist selbstverständlich Feirefiz. Als Anfortas Parzival erblickt, bittet er diesen darum, ihn zu töten, um ihn damit von seinen Leiden zu erlösen. Parzival bricht aber in Tränen aus, er wirft sich dreimal zu Boden und dann stellt er die berühmte Frage: «œheim, waz wirret dier?»<sup>11</sup> (Oheim, was fehlt Dir?). Man könnte sich fragen: Was soll diese Frage? Parzival weiß inzwischen genau, was Anfortas fehlt, warum braucht er ihn dann noch zu fragen? Ist das nur eine rhetorische Frage? Sicherlich nicht. Wenn wir einen anderen Menschen ehrlich etwas fragen, so tun wir das deshalb, weil wir ihn in der konkreten Frage als höherstehend anerkennen. Das gilt auch für banale Fragen: Wenn ich jemanden danach frage, wann der Abendzug fährt, so tue ich das deshalb, weil ich es nicht weiß, aber hoffe, dass der andere es weiß. Parzivals Frage ist natürlich nicht banal, im Gegenteil, sie betrifft den Wesenskern von Anfortas. Und das Geheimnis ist, dass er diese Frage nicht an den kranken, leidenden Anfortas stellt, sondern an sein höheres, wahres – gesundes – Ich. Die Umgebung sieht in Anfortas nur noch den Kranken. Parzival spricht mit dieser Frage die unsichtbare höhere Instanz in Anfortas an – die höher steht als Parzival selbst. In diesem Augenblick erwacht das wahre Ich von Anfortas und es richtet sich auf – und damit ist er geheilt, weil es genau das ist, was ihm fehlte. Göttliche Schönheit übergießt ihn, er verkörpert nun die kontinuierliche Verbindung zwischen Himmel und Erde. Die Vermählung seiner Schwester mit Feirefiz – der sich taufen lässt – krönt die Geschichte. Die Waffen wurden abgelegt, Feindschaft wurde in Freundschaft und Liebe verwandelt.

Der zielgerichtete, kämpfende Wille wird zuerst offen und zielfrei. Dann öffnet er sich gegenüber dem anderen Menschen und wird zur Freundschaft fähig. Im nächsten Schritt kann

---

<sup>9</sup> Siehe dazu auch: Georg Kühlewind: *Der sanfte Wille*, Verlag Freies Geistesleben, 2000

<sup>10</sup> Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, XV. Buch 748, 9-12

<sup>11</sup> Wolfram von Eschenbach, *Parzival*, XVI. Buch 795, 29

er ausströmen und zur heilenden Kraft werden. Das sind auch Stationen der Aufmerksamkeit, die diese auf dem Übungsweg in nachvollziehbarer Form durchlaufen kann. Wolfram von Eschenbach hat mit genialer Inspiration und künstlerischer Leichtigkeit diesen Weg vor etwa 800 Jahren dargestellt. Wie viele Jahre müssen noch vergehen, bis wir selbst anfangen, diesen Weg zu gehen?